

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 169 (1991)

Artikel: Erfahrungen mit der Basler Mission und ihrer Geschichte
Autor: Bieder, Werner
Kapitel: 9.: Ghanaerfahrungen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

9. Kapitel: Ghanaerfahrungen

a) Begegnungen im College, in der Kirche, im Spital und auf Reisen

Als ich am 3. August 1962 von Kamerun her in der ghanäischen Hauptstadt Accra landete, wurde mir klar: es gibt «viele Afrikas»! Ghana ist nicht Kamerun und Kamerun ist nicht Ghana. Ich kam jetzt in ein weiter entwickeltes Land, in die ehemalige britische Kolonie (seit 1821), an der 1826 die Basler Mission ihre Missionsarbeit angefangen hatte. 1957 wurde dieses Gebiet zunächst mit Westtogo zusammen ein «Staat» mit einem Generalgouverneur als Vertreter der britischen Krone. Der Name «Ghana» wurde in Erinnerung an das sudanesische Frühreich in Westafrika gewählt, das im ersten christlichen Jahrtausend zu grosser Macht gelangt war, bis es unter dem vordringenden Islam dem Zerfall entgegenging. *Kwame Nkrumah*, der von 1957 bis 1966 dieses Land regierte, sah sich als Führer und hoffte als solcher, in einem unabhängigen nationalen Grossafrika eine wesentliche Rolle spielen zu können. Seine Anhänger formulierten ihren Glauben an ihn mit den folgenden Worten: «Gerade wie das Christentum sich weiter in der Welt ausbreitete viele viele Jahre nach der Kreuzigung Christi, so wird Leben und Lehre von Kwame Nkrumah, die in der Philosophie des Nkrumaismus wie ein Schatz aufbewahrt wird, weiterleben bis ans Ende der Zeit, sogar dann, wenn die Person Nkrumah dahingegangen sein wird.» Nkrumah hatte einst Philosophie und Theologie studiert, war dann aber immer mehr von seiner politischen Philosophie gefangen genommen worden, die ihm die Vision eines geeinten Afrikas unter seiner Führung vorgaukelte.

Die *Situation im Lande* unter Nkrumah war politisch hochgeladen. Bei den Reisen im Lande herum kam es auf den Strassen immer wieder zu unfreiwilligen Stops, wobei die Polizei Leibesvisitationen vornahm, um womöglich versteckte Bomben zu finden, die gegen Nkrumah, der sich ein Refugium fern von Accra hatte bauen lassen, hätten geschleudert werden können. Einem Attentat im Norden Ghanas war Nkrumah zwar glücklich entkommen, musste sich aber im Missionsspital der Basler Mission in Bawku wegen einer Verwundung behandeln lassen.

Doch nicht nur politisch, sondern auch theologisch geriet ich gleich zu Beginn in ein anderes Klima, verglichen mit dem, was sich mir in Kamerun dargeboten hatte. Vom Internationalen Missionsrat einberufen, fand eine Sitzung des *Theologischen Education Fonds* statt, der darüber zu beraten hatte, wie an den afrikanischen Colleges Bibliotheken für afrikanische Studien eingerichtet werden könnten. Ich traf meinen

missionstheologischen Kollegen aus Heidelberg, *Prof. Werner Gensichen*, der in einem Referat die Afrikaner und die Europäer dazu aufrief, mit einem «höheren theologischen Training» das Ihre dazu beizutragen, damit der verkrampte Nationalismus, der gruppenegoistische Denominationalismus und die vor allem in Südafrika kultivierten Rassenschranken mit der Zeit überwunden werden könnten. Worin aber dieses «höhere theologische Training» bestehen soll, wurde mir schon damals nicht einsichtig gemacht. Seitdem die Basisgemeinden in Lateinamerika uns erfahren lassen, dass gerade im niederen Volk oft höhere Weisheit zur Sprache kommt als auf den wissenschaftlichen Kathedern²⁶⁹, ist es jedenfalls nicht das Privileg der theologischen Akademiker, das «höhere theologische Training» für sich allein in Anspruch zu nehmen. Andrerseits konnten mich aber die Buscherfahrungen in Kamerun nicht gänzlich auf die nichtbiblischen Bücher verzichten lassen. Wohl hatte ich einige Zeit nach der Ankunft in Ghana die Erfahrung machen müssen, dass das nach Takoradi aufgegebene Reisegepäck mit theologischen Büchern irrtümlicherweise bis nach Marseille weitertransportiert worden war. Ich konnte daraus den Appell vernehmen, dass ich beim Einsatz im Trinity College in Kumasi versuchen solle, mich allein auf *die Bibel* zu beschränken. Trotzdem war ich aber frei, mich anderen Schriften zu öffnen, die mir einiges über die *Geschichte und Gegenwart Ghanas* mitteilen konnten.

So las ich mit Interesse das Buch des einstigen Ghanamissionars und jetzt pensionierten Gymnasiallehrers am Bäumlihofgymnasium Dr. Hans Debrunner über die Hexen in Ghana²⁷⁰ oder die pädagogisch interessante Schrift über ghanäische Kindererziehung²⁷¹, und ich nahm Kenntnis von der ethnopsychiatrischen Studie über das ländliche Ghana, in der die Anthropologin Margaret Field auf die positiven und negativen Wirkungen an den nicht-christlichen Heiligtümern in Ghana hinwies²⁷². Auf diese Weise merkte ich, wie gerade die nicht-biblische und nicht-theologische Literatur dem zünftigen Theologen hilft, mit Rücksicht auf den sozialen Lebenskontext, in dem er sich befindet, die Schrift zum Reden zu bringen. Unter meinen Schülern in Kumasi befand sich ein englischer Student. Ihm war der Heilige Geist der Inspirator und Garant für die Sicherheit der christlichen Überlieferung. Er runzelte die Stirne darüber, dass die Studenten auch oft an europäischen Universitäten viel über die Bibel lesen, weil sie ein Examen bestehen müssen, ohne dass sie aber sich in der kurSORischen Bibellektüre einzuüben versuchen würden. Er fand es darum wesentlich einfacher, in Ghana als in England mit der Bibel konzentriert zu arbeiten, weil auf keine Verwandtschaftspflege Rücksicht zu nehmen sei, die eigene Kulturausübung mit Musik und Theater unterbleibe und das gesellschaftliche Leben auf ein Minimum reduziert werden könne! Ja, man könne, ohne von der Kritiklust der Studenten hin- und hergerissen zu werden, sich dem Studium der Schrift hingeben und sich beschränken auf freundschaftliche Kontakte mit Nächsten, die einen nötig hätten. Von diesen Beobachtungen aus begann er dann das auch mir sehr problematische englische Examinationssystem zu kritisieren. So richtig aber auch seine kritischen Beobachtungen waren, so meine ich doch, dass es gut war, wenn die Basler Mission in ihrer Ausbildung schon im alten

Seminarbetrieb und auch in den moderneren Ausbildungskursen gerade die alltäglichen Wirklichkeiten mit in Betracht zieht, die man durch Bücherlesen und sog. Field-studies zu erfahren bekommt. Es war darum für mich eine providentielle Fügung, dass meine kurze Lehrperiode in Ghana eingebettet war zwischen erlebnisreichen Besuchsreisen und einer anstrengenden Buschtour. So konnte ich in Ghana ein zweites Mal lernen, wie *lebendige Theologie* «unterwegs» entsteht und sich im Gang der Ereignisse fortpflanzt.

Eine der ersten Gestalten, die mich stark beeindruckte, war *der anglikanische Professor Noel-King*. Ich lernte an dieser Person erfahren, wie der Anglikanismus – mit dem sich die Basler Mission in ihrer Geschichte auseinandersetzen musste! – verschiedene Seiten an sich hat. Beim Mittagessen, zu dem meine Frau und ich eingeladen waren, erschien der Dozent an der Universität in Legon nur mit einem Lententuch bekleidet. Als ich ihn dann 1977 beim zweiten Ghanaaufenthalt wieder traf, kam der zum Witwer gewordene Patriarch mit wallendem Bart in die Kapelle des Trinity College, das inzwischen nach Legon verlegt worden war, und fiel – wie ein Muslim! – mit seiner ganzen Körperlänge anbetend im Chor auf den Boden, die heilige Liturgie auch körperlich-sinnenfällig zum Ausdruck zu bringen. Wache Anglikaner entkrampfen sich in ihrer reichen Gottesdienstlichkeit und lassen das christliche Leben in die sozialen Notstände hinauswachsen²⁷³.

War mir so Noel-King als europäischer Vertreter des Anglikanismus entgegengetreten, so der Ghanäer aus Ostghana *Prof. Christian Baeta*²⁷⁴ als reformierter Theologe. Anglikaner und Reformierte gehen in der missionarischen Bewegung auf das 3. Jahrtausend christlicher Zeitrechnung offen auf ihre Zeitgenossen zu. Hier kann es dann auch zu *freien Konfessionswechseln* kommen. Eine deutsche Krankenschwester, die in Nordghana gearbeitet hatte, liess sich z.B. in einen anglikanischen Orden aufnehmen. Gottesdienstliche Regel und krankenpflegerischer Dienst konnte sie als Ordensschwester verbinden und wuchs so auf ihre Weise in eine andersartige Christlichkeit hinein als die war, in der sie aufgewachsen und in die hinein sie einst in den Dienst der Basler Mission berufen worden war. So ist in der Tat die Basler Mission für manchen eine «durchlässige Passage» geworden²⁷⁵.

Natürlich hatte ich keine Zeit, mich in eine der wichtigsten ghanäischen Sprachen Twi oder Ga zu vertiefen, auch wenn die Basler Mission ihren Sendboten immer wieder eingeschärft hat, die einheimischen Sprachen ihres Arbeitsgebietes zu lernen²⁷⁶. Während ich mich so um das Englische im Hören und Reden bemühte, kam mir während der Abendmahlsfeier der presbyterianischen Synode in Abetifi ein besonderes «Sprachereignis» zu Hilfe: ich verstand während des ganzen Gottesdienstes in der Twi-Sprache zwar kein einziges Wort. Aber trotzdem «verstand» ich das Abendmahl; als der afrikanische Pfarrer mir Brot und Wein darreichte, erfuhr ich, dass allein der Gnadenempfänger als Christ leben und gedeihen kann. Im Bereich unverstandener liturgischer Worte hatte ich das Zeichen der Gnade empfangen.

Einige Zeit hielten wir uns in Agogo auf. Dort befanden sich ein Spital und ein

Lehrerinnenseminar. Dr. Meister, der jahrelang in China als Missionsarzt tätig gewesen war, verstand es ausgezeichnet, in harmonischer Weise seinen ärztlichen und seinen christlichen Dienst zu verbinden²⁷⁷. Ich hatte Gelegenheit, *kleine Aufsätze von Schwestern und Krankenpflegern* zu lesen, die sie in der Krankenpflegeschule über das Thema zu schreiben hatten: «Meine Freuden und Leiden als Krankenpfleger(innen)». Hier seien ein paar Beispiele genannt. Die Uniform, in die sich Agnes jeden Tag kleidet, hilft ihr ihre Arbeit gut ausführen. Rose empfängt vom Zusammenessen und Zusammenlernen eine Hilfe von Gott. Allerdings bewegt sie die Frage: «Wie kann ich jedermann gleich gern haben, wo ich doch nicht jedermann gleich mag?» Mary sieht die Aufgabe vor sich, sich ganz in die einzelnen Patienten einzufühlen und deren Nöte ganz auf sich zu nehmen, ist man doch mitverantwortlich für Wohl und Wehe derer, mit denen man in eine zeitweilige Leidengemeinschaft hineingerufen ist. Der Krankenpfleger Nkrumah arbeitet mit seinen Kollegen im Spital so gut zusammen, dass er hochgemut seinen Dienst für Gott und Vaterland ausübt. Gegen Ende der Schulzeit steht jede der Schüler und Schülerinnen vor der persönlichen Frage: wie suche und finde ich meinen eigenen Weg verantwortungsvoll in der Gruppe und inmitten der Patienten? Die versierte Leiterin der Krankenpflegeschule gab in den Religionsstunden, an denen ich dabei war, eine klare Auslegung des Prologs des Johannesevangeliums (Joh. 1,1-14).

Von der Krankenpflegeschule ist kein weiter Weg zu einer Bemerkung über die *ärztliche Mission*, wie ich sie damals in Ghana zu Gesicht bekommen hatte. Die Basler Mission stand infolge der Aufbauarbeit von Dr. Meister in Agogo in bestem Ruf. Von weither kamen die Kranken mit ihren Leiden und hofften auf Heilung. Um der ärztlichen Mission im Norden Ghanas Vorschub zu leisten, wurde in Bawku ein zweites Spital errichtet. Man fragt sich in der ärztlichen Mission immer wieder, worin der eigentliche Missionsdienst zu bestehen habe. Dr. Meister konnte sich seinen ärztlichen Dienst mit Leib und Seele nicht anders vorstellen, als dass er jeweils mitten in den Alltagsarbeiten ein kurzes christliches Zeugnis dem Personal und den Patienten anbot. Andere Ärzte sehen gerade *in* ihrem ärztlichen Dienst ihren missionarischen Beitrag, ohne dass sie sich verpflichtet fühlen würden, eine christlich mündliche Botschaft auszurichten. Verkündigtes Evangelium durch Botschaften *und* gelebtes Evangelium im ärztlichen Beruf gehören beide zum heilenden Dienst am Nächsten. In den Reihen der Missionsärzte gab es dann auch solche, die Freude hatten und sich Zeit und Kraft nehmen konnten, in regen Kontakt mit afrikanischen Naturheilärzten zu treten. Man kann diese mit der Pflanzenwelt *und* mit der afrikanischen Seele bestens vertrautem «native doctors» nicht als Zauberdoktoren abtun. Vielmehr kann der europäisch medizinisch ausgebildete Facharzt gerade bei diesen Naturärzten wahrnehmen, wie diese Menschen bei ihrer «primitiven» und doch so «tiefgründigen» Tätigkeit einen ganzheitlichen Heildienst ins Auge fassen. Sie sind eine Herausforderung für die europäisch medizinische Praxis, wobei der Facharzt lernen kann, in seinem Beruf sich jeweils dem ganzen leidenden Menschen zu öffnen²⁷⁸.

Ein anderes Problem in der ärztlichen Mission stellt sich bei der Frage, welche *Art von technischen Hilfsmitteln* zu verwenden sei. Sollen die teuersten Apparate erbettelt oder angeschafft werden, oder soll man sich mit einfacheren und doch wirksamen Mitteln begnügen? Man kann das eine nicht tun ohne nicht auch das andere ins Auge zu fassen. Wenn geschenkte teure Apparaturen wegen Arbeitermangel nicht bedient werden oder keine Ersatzteile beschafft werden können, so stehen sie als totes Kapital herum und versperren den Platz. Wichtig ist die Zusammenshau von *kurativer* und *prophylaktischer Medizin*. Es geht in der ärztlichen Medizin nicht bloss um die Frage, wie ein kranker Mensch an einem Körperteil gesund gemacht werden soll, um in diesem Gesundungsprozess dankbar den lebendigen Gott seines Lebens zu erfassen. Vielmehr wird die ärztliche Mission in *dem* Sinn prophylaktisch zu wirken suchen, dass sie den Schutzdienst vor drohenden Krankheiten und Seuchen, vor allem die hygienische Wartung der gefährdeten Menschen ins Visier nimmt und das Problem der Geburtenregelung vernünftig in die Praxis umsetzt. Wichtiger als der «Pilgerzug» in die grossen Spitäler ist der Weg in kleinere Landkliniken (Dispensaries). Früher konnte man die Ärzte mit ihren Trägerkolonnen auf Wegen und durch Bäche hindurch einfachen Siedlungen entgegenwandern sehen. Heute bringt das Auto oder ein Flugzeug ärztliche Hilfe an Orte, deren Bewohner die Reise zum weit entfernten Spital nicht antreten können. Wenn jetzt die Spitäler in die Verantwortung der presbyterianischen Kirche von Ghana übergegangen sind, so kommt es wesentlich darauf an, dass man die treue Pflichterfüllung in den Kirchenspitalern zusammenzusehen vermag mit der bescheidenen prophylaktischen Arbeit, bei der «christliche Schwestern unter den wenigen Bäumen in der Steppe Nord-Ghanas Mütter und Kinder beraten»²⁷⁹. Schliesslich kommt es in der ärztlichen Mission weitgehend darauf an, *wie* ein Arzt, eine Ärztin, eine Schwester oder ein Krankenpfleger sich gibt und in verschiedener Weise «mit Leib und Seele» im Dienst steht. Wenn aus Mangel an Arbeitskräften keine Zeit mehr bleibt, menschlich mit den Patienten zu reden oder evangelistisch zu wirken, so ist die Krise der ärztlichen Mission da.

Verschiedene Eindrücke stürmten in dieser ersten Ghanaperiode auf uns ein: *worauf setzt die presbyterianische Kirche ihr Schwergewicht?* Versteht sie sich als eine sendende Kirche inmitten der ghanäischen Gesellschaft oder als eine Brücke zum Himmel für afrikanische Seelen? Oder entwickelt sie sich zu einer Mittelklassegesellschaft der vermöglichen Bürger? In einem Gespräch mit einem ghanäischen Pfarrer hörte ich, wie wichtig ihm die vorbildliche Zusammenarbeit unter den Missionaren wäre, wenn sie das Bild einer korporativen Kraft ihm vor Augen stellen. Er sähe dann darin ein Vorbild für die sich bildende afrikanisch-christliche Gemeinschaft unter den Schwarzen selber angesichts der Drohung von weiterschwelenden Stammesfehden. Der Hinweis auf eine grosse im Bau befindliche kathedralähnliche Kirche steht im Schatten der Konkurrenz mit den Katholiken. Konkurrenzspannungen sind ebenso gemeinschaftshindernd wie die sich abspaltenden frommen Individuen, die ihren eigenen Gruppengeist zu kultivieren suchen.

Wenn man unter diesen Umständen danach fragt, was für eine Kraft die ghanäische Kirche zu einem «missionary body of Christ» zu machen imstande wäre, so ist es wohl richtig, auf die Kraft Gottes hinzuweisen (vgl. oben S. 106). Andrerseits ist aber für einen Afrikaner mit seiner noch nicht ganz oder in falscher Weise eingesetzten Vitalität ebenso wichtig, dass die Kirche in allen ihren Gliedern den Titel einer Schrift, die ich in einem Pfarrhaus in Ghana vor Augen sah, als Lebensverheissung in sich aufnähme und zu leben begänne: «*within you is the power*».

Als reformierter Basler Theologe suchte ich mich in den *Betrieb des methodistischen College* einzugliedern. Da konnte ich etwa einer Studentenpredigt lauschen, in der der Verkünder nichts anderes darbot als eine schön geformte Liturgie. Jeweils am Samstagmorgen beugte ich mit den Dozenten und den Studenten die Knie in der Vorbereitung für den sonntäglichen Gottesdienst. Das von den Methodisten in ihrem Kirchenkalender festgehaltene Bundesneuerungsfest, das ein neues Gelöbnis zu Jesus Christus enthält, wurde auch im College zur Durchführung gebracht.

Im Dezember kam es zu *kirchlichen Festveranstaltungen*. Am 2. Dezember wurde in Kumasi ein sieben Stunden lang dauerndes Erntedankfest gefeiert, bei dem die 26 Nummern des Programms (mit Chormusiken aller Art) jeweils durch eifrigstes Geklatsche unterbrochen wurden, was dann die Kirchenbesucher aus ihren Kirchenbänken heraustraten und nach vorne kommen liess, damit sie ihr Geld in die Opferschalen werfen konnten. Es ist erstaunlich, was da an Geldspenden zusammengelegt wurde! Vier Tage später wurde die Konfirmationsfeier durchgeführt (60 uniformierte Mädchen und 7 Burschen). Am Abend fand das 57. Jahresfest des Kirchenchors der Methodisten in Kumasi statt. Auch hier ging es nicht ohne 26 Programmnummern ab. Während dreier Stunden konnte man sich dessen vergewissern, dass die ghanäischen Methodisten auf die Kulturgutverpfanzung europäischer Musik erpicht waren: das grosse Hallelujah aus Händels «Messias» ertönte ebenso wie die Botschaft vom Erlöser, der lebt. Ich spielte ein Orgelkonzert von Händel, und der Hauptorganist zeigte sich als Sänger, Orgelspieler und Komponist. Dann geschah etwas Überraschendes: inmitten des festlichen Gottesdienstes erhob eine Frau ihre Stimme und gab einem Predigtsatz, der ihr ins Herz gedrungen war, einen beschwingten Ton, und die ganze Gemeinde stimmte mit ein. Das kam so spontan daher wie an einem christlichen Pfingstfest! Zur Kulturgutverpfanzung kam so die musikalisch-liturgische Selbstbefreiungsaktion im Glauben an das aufgenommene und im Herzen bewegte Wort.

Am *Wesleyanischen College-Weihnachtsfest* wurde ein 73jähriger englischer Physikdozent mit seiner Frau begrüsst. Ein anderthalb Stunden dauerndes Jazzkonzert zeigte uns, dass nicht nur der europäische G.F. Händel bei den Kumasielten Eingang gefunden hatte, sondern dass sie ihre afrikanischen Herzen auch afro-amerikanischer Tanzmusik öffnen konnten. Als Abschiedsgeschenk wurden uns zwei Aschantistühle überreicht in der Erinnerung, dass wir als Schweizer Christen sie als ghanäische Methodisten nicht vergessen würden.

Im *ghanäischen Norden* machten wir nicht nur einen Besuch im Spital in Bawku,

sondern kehrten mit Ernst Peyer, dem Präses der Missionarschaft, im Gehöft der Eltern des Boy Immanuel ein, der als Hausbursche beim Missionar beschäftigt war. Wir sassen dort bei diesen Leuten (die Mutter war seit vielen Jahren Christin, der Vater besuchte den Taufunterricht) und erfuhren von ihren Sorgen: von vielen Heidenhöfen umgeben, fürchteten sie den Einfluss des Heidentums und möchten in der Nähe der Kirche ein neues Gehöft aufbauen, damit sie dort sicherer wohnen könnten. Wenn sie auf dem Dach der kubusförmigen Hütte zu schlafen versuchten, würden sie immer wieder vom «Heidenspektakel der Hexen» gestört, die ihrer Vorstellung gemäss im dürren Geäst des Baums ihr Unwesen trieben. Sie wollten durch einen Ortswechsel in die Nähe eines Kirchengebäudes ihre Angst losbekommen! Missionar Peyer hielt in seinem Gottesdienst eine Fragestunde. Sie zeigte, wie direkt ein Missionar in Pidgin-English an die einfachen Leute herankommen kann. Um ihre Sprechbereitschaft zu wecken, fragte sie der Missionar: «Have you trouble inside the belly?» auf Deutsch: «Was plagt euch zuinnerst?» Um der Frage noch mehr Nachdruck zu verleihen, folgte der Appell: «vomit what you have!» Während ein gesitteter Psychiater bei uns dem Patienten nahelegen würde: «Bitte, sprechen Sie sich doch ganz offen aus!» ging Peyer direkt auf die Leute los: «So kotzt doch aus, was ihr in euch drin habt und was euch plagt!» Mit primitivsten Sprachmitteln ging da ein Mensch auf seine Mitmenschen zu, um sie herauszulocken aus den Gefängnissen ihrer Seele, damit sie «sich los sprechen» und dem befregenden Heil entgegensehen.

Auf einer unserer Fahrten durch das Ghanaland kamen wir beim *Sklavenbaum* vorbei. Aus der entsetzlichen Geschichte von der Sklaverei in Afrika hörten wir davon erzählen, wie man nach der Entdeckung der Neuen Welt Minen- und Plantagenarbeiter suchte und man darum auch Jagd auf afrikanische Mitmenschen machte. Der Sklavenhandel wurde ein Eckpfeiler in der britischen Handelspolitik. Lord Dartmouth sprach im Namen der britischen Nation den handelspolitischen Grundsatz aus: «Wir können unseren Kolonien nicht gestatten, in irgendeinem Masse von einem für unsere Nation so vorteilhaften Handel abzuschrecken [discourage].» John Newton hatte als Befehlshaber eines Sklavenschiffes dabei keine Gewissensbisse, da er der Billigung durch die göttliche Vorsehung gewiss war und das «achtbare und profitable Geschäft» in dieser Hinsicht ihn nicht daran hinderte, innige und häufige Gebetsgemeinschaft aufzusuchen²⁸⁰. In Afrika inszenierten die Kolonialmächte Stammeskriege, in denen man mit Hilfe von afrikanischen Mittelpersonen Sklaven einfing. So lieferten am Sklavenbaum Afrikaner um klingender Münze willen ihre Brüder und Schwestern den Transporteuren von Sklavenschiffen aus²⁸¹. Am 31. Juli 1834 wurde das Gesetz über die Abschaffung der Sklaverei im englischen Parlament zwar angenommen (zwei Tage nach dem Tod des Vorkämpfers zur Abschaffung der Sklaverei: William Wilberforce). Aber noch mehr als 150 Jahre später blüht die sklavische Ausbeutung der Mitmenschen durch Wirtschaftstyrannen jeglicher Art.

Die Basler Mission hatte 1822 über die Abschaffung der Sklaverei grosse Worte geschrieben: «Vor den hereinbrechenden Strahlen des Reichen Gottes kann der

schnöde Menschenhandel, der eine Geburt der Finsternis ist, nicht länger bestehen; denn wo der Geist des Herrn weht, da kehrt Licht und Recht in das Herz und das Leben der Menschen ein und zerstreut die grauenvolle Finsternis, welche bisher über der Geschichte eines grossen Teils des Menschengeschlechts gebrütet hat.»²⁸² Das Komitee der Basler Mission befahl unter Diktat ihres Inspektors Josenhans den Missionaren an der Goldküste strikte, die Haussklaverei dort sofort abzuschaffen. Joh. Zimmermann, Goldküstenmissionar, war strikte gegen eine sofortige Abschaffung der Haussklaverei.

In ihrer Dissertation über «Pietismus und afrikanische Kultur an der Goldküste, die Einstellung der Basler Mission zur Haussklaverei» (Zürich, 1977) wies Cornelia Vogelsanger nach, dass die sogenannte Haussklaverei in Afrika, besonders bei den Aschantistämmen an der Goldküste etwas wesentlich anderes ist als der transatlantische Sklavenhandel. Sie kann im Sozialgefüge der Aschanti «rechtliche Ansätze» feststellen, die die Willkür der Sklavenhalter gegenüber den Sklaven einschränken (S. 92). Missionar Zimmermann sah für die sofortige Freilassung der Haussklaven eine düstere Zukunft voraus: sie werden mit fast keiner Ausnahme entweder freiwillig oder gewaltsam in kurzer Zeit wieder Sklaven irgendwelcher Art oder ausser Landes verkauft (S. 123). Der sogenannte Haussklave gehört zur Familie. Zimmermann sah schon 1861, «dass nur ein Befreiungssystem wert hat, das die Familienbande *nicht löst* oder die Familie als solche *erneuert*». Das Diktat des Missionsinspektors Josenhans, dass die Haussklaverei sofort abgeschafft werden müsse, dem sich die Goldküstenmissionare zu fügen hätten, geht von an der Bibel geschulten europäischen Voraussetzungen aus, ohne dass man sich die Mühe genommen hätte, sich in das Sozialgefüge einzufühlen. Vogelsanger fragt, ob Christen mit ihren biblisch europäischen Voraussetzungen berechtigt seien, anderen Völkern in Sozialethik Lektionen zu erteilen. Demgegenüber ist es nach Zimmermann die «Aufgabe des Christentums, die afrikanische Sozialstruktur zu verwandeln und göttliches Recht einzuführen» (S. 121), und der Afrikaner hat das Recht, «das ursprüngliche göttliche Wort und die göttliche Ordnung kennen zu lernen».

Selbstverständlich können die Ansichten Zimmermanns nicht tale quale übernommen werden. Der im württembergischen Pietismus wurzelnde Zimmermann, der sowohl die amerikanischen Sklavenstaaten als auch die französische Revolution ablehnt, einem innerlich verstandenen Christentum anhängt und fasziniert ist von Elementen des sakralen Königtums (S. 124), sieht das Gottesreich sich verwirklichen innerhalb der Familie, in der Christus den Knechtsdienst adelt und die kleine Gemeinde als Salz der Erde Liebe leben lässt und kein Verständnis aufbringt für politisch-soziale Veränderungen, die als Gebot der christlichen Nächstenliebe angestrebt werden müssen.

b) Buschreise mit Missionar Otto Rytz

Gleich am ersten Reisetag am 17. Dezember 1962, stiess ich mit dem Missionar zu etwa 25 jungen Männern, die in der Kapelle des Dorfes Kalandi versammelt waren. Sie

waren dabei, die Twi-Bibel zu lesen, bedurften dabei aber der Mithilfe beim Aufschlagen der richtigen Stellen. Ein Gemeindeglied bettelte: «Vergiss mich nicht, wenn du wieder nach Hause kommst!» Der Jugendleiter mahnte mich: «Vergiss nicht das Jesuswort vom schmalen Pfad, wenn du auf der Velofahrt in Schwierigkeiten kommst!» Schon am ersten Abend lernte ich etwas vom grossen Zusammenhang des Lebens erspüren, in den diese einfachen Buschleute sich eingespannt sehen; der «Morgenstern» heisst in der einheimischen Gonjasprache: «Der Stern, der den Tieren in früher Morgenstunde den Weg zum Futterplatz zeigt.»

Unterwegs hörte ich den Missionar darüber berichten, *wie Religionsunterricht getrieben wird*. Was wird in diesem Religionsunterricht geboten? Werden die biblischen Geschichten anschaulich erzählt? Wird bloss Sittenlehre verkündigt? Oder liegt das Hauptgewicht auf den geschickt vorgebrachten leutefängerischen Beeinflussungen? Der holländische Pädagoge H. Kraemer forderte einst: «Es dürfen keine Gebote und Verbote aufgestellt werden ohne die Dajaks (Bewohner Kalimantans in Indonesien) zu befragen»²⁸³. Man hat mit der Zeit in der Mission gelernt, dass es nicht um das Aufstellen von Geboten und Verboten geht, sondern um die Anregung zu selbstverständlichen Dienstfreudigkeiten als dem Zeichen des Glaubens an Jesus Christus. Dass dabei die verschiedenen Religionen und die verschiedenen christlichen Konfessionen eine nur sekundäre Rolle spielen, lehren uns gerade bestimmte Missionserfahrungen: «Sie ziehen das Christentum an und aus, wie man ein Kleid wechselt»²⁸⁴. So trafen wir auf unserer Buschtour einen getauften Lehrer, der, unter dem Einfluss seiner Verwandten dazu gezwungen, Muslim wurde und trotzdem dann den christlichen Religionsunterricht weiter als Staatsangestellter erteilen musste.

Am Vormittag des 18. Dezember mussten in einem Dorf unsere zwei Venos geflickt werden. Ich wartete auf einem Hirsefeld. Ich sah dabei einem halbwüchsigen Mädchen zu, das von fünf kleinen Buben umgeben war. Mit einer Handworfel nahm es die Trennung von Hirsekörnern und Spreu vor. Dabei kam ihr der Wind, der stark wehende Harmattan, zu Hilfe. Sehe ich hier nicht das Werk des sichtenden Geistes bildhaft vor Augen? Will der Geist Jesu, der eint, auch sichtzen? Dieses Dilemma wurde bei der Weiterfahrt auf dem geflickten Velo vertieft: wir gerieten in einen Buschbrand. Von links und von rechts züngelten lodernde Flammen an uns heran. Heisse Luft wehte drohend. Wir hatten durch «Feuersgluten» (Mozart!) hindurchzuradeln, um uns dabei ja nicht vom Feuer fangen zu lassen. Wir kamen hindurch. Wenn die christliche Gemeinde in die «Feuersglut» der Leiden hineinkommt (1. Petr. 4,12), hat sie «hindurchzugehen» (Apg. 14,22) auf das Reich Gottes zu, um dabei die Reinigung von allem, was nicht dienlich ist, zu erfahren. Wenn *das* Sichtung ist, trennt sie die Menschen nicht, sondern verbindet sie auf einer neuen Ebene. Wie doch im Busch fern von den Büchern, aber im Zusammenhang mit dem gelebten Evangelium die theologische Arbeit gesprächs- und meditationsweise weitergeht! Und bei der Abendveranstaltung jenes Tages in Latingpa kam mir der Buschbrand als Bild oder Gleichnis für den das Böse wegbrennenden Gott²⁸⁵ zu Hilfe.

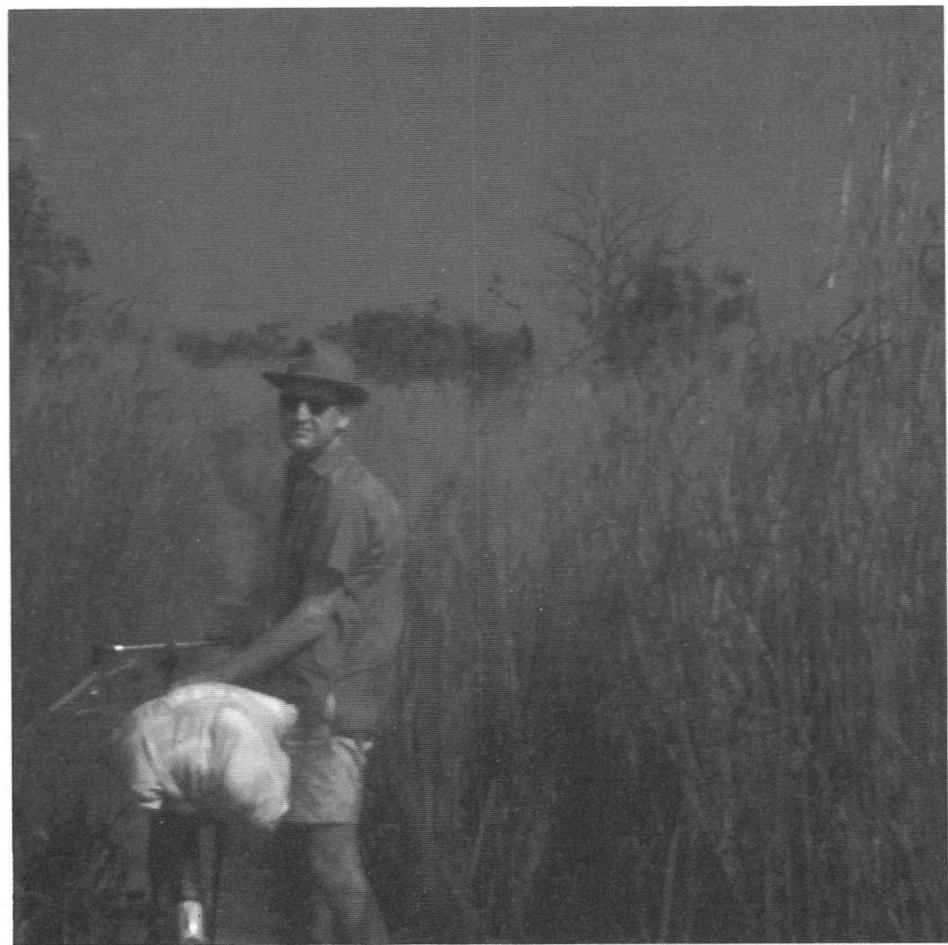


Abb. 8

*Auf der Buschreise von Salaga (Ghana) aus: Vision vom sichtenden Geist
(der Autor im Harmattanwind)*

Ich hätte mir doch nicht träumen lassen, dass ich als eine Art «Hilfsknecht» dem medizinierenden Missionar zur Seite stehen könnte. Eben an diesem Buschbrandtag tauchten Leute auf mit Tropengeschwüren, rheumatischen Schmerzen, mit Brandwunden, mit Hautausschlägen, mit faulen Zähnen und mit schmerzenden Augen, um sich behandeln zu lassen. War das Kurpfuscherarbeit, was wir hier taten? «Heilen» konnten wir ja nicht (wie sollten wir den Burschen mit tränendem Blick heilen können, den die Schlafkrankheit befallen hatte!), aber ein *kleines Zeichen* setzen dafür, dass die Predigt des Evangeliums an den brennenden Nöten des Leibes nicht achtlos vorübergehen kann: das war und das ist die Aufgabe der christlichen Mission.

Und dann ein Alltag am 19. Dezember! Wir betraten in Kadenge eine Hütte, deren Wände gepflastert waren mit vielen Sehnsuchtsbildern: prächtige Autos und Modezeichnungen mit neuesten Herrenanzügen gaukeln dem armen Hüttenbewohner eine Welt vor Augen, nach der ihn gelüstet. In diesem Dorf wurde mit primitivsten Mitteln Musik gemacht: ein Junge bediente eine mit Blechstücklein versehene Autoölbüchse,

zirpend sirrende Töne wurden laut, die diesem Dorfjungen vielleicht ebensolche «Erquickung des Gemütes» zu verschaffen vermochten wie die Brahmsmusik dem Mann, der ein transportables Radio «laufen liess» und dabei, auf einem Holzbalken sitzend, sein splitternacktes, staubbedecktes Kind im Arm hielt.

Immer wieder hörten wir als Zeichen vermeintlicher Zustimmung ein «Yes, Sir». Der Afrikaner bekundet mit diesem «Ja» eine bereitwillige Zustimmung, ohne dass er völlig mit Seele und Leib hätte «mitgehen» können. Man spricht dann allzu rasch von rassenübergreifender Gemeinschaft. Andrerseits erfährt der Europäer, der Kontakt sucht mit Afrikanern, dabei etwas von menschlicher Nähe, was sich weder in Worten noch in Gesten immer deutlich aussprechen lässt. Der Fremde wird zum eigenen Lebensbereich gerechnet! Zum Beispiel zuckt der Afrikaner zusammen, wenn der Weisse auf schlüpfrigem Pfad zu rutschen scheint, und sucht ihn zu schützen. Er warnt ihn mit einem Bild aus der Tierwelt vor allzu intensiven Sonnenstrahlen: «Die Antilope kann stundenlang an der Sonne stehen», «aber du bist ein Weisser und darfst das um deiner selbst willen nicht tun!»

Darum ist es auch wichtig, dass ein Missionar nicht mit Blitzseile durch die Landschaft rast, sondern sich Zeit lässt, um mindestens eine Nacht zu bleiben. Aber auch schon *vor* einer Übernachtung können bei einer Abendbesprechung die Herzen der Zuhörer aufgehen. So erinnere ich mich an eine Abendveranstaltung, bei der wir biblische Geschichten erzählten. Wir waren umgeben von Frauen, die Erdnüsse aufbrachen. Dabei stellten sie allerhand Fragen. Sie wollten wissen, ob sie als Christen auch noch Hühner opfern müssten. Die Frage der Urchristen: «Was sollen wir jetzt tun?» (Apg. 2,37) brannte auch ihnen auf den Lippen. Vor allem war ihnen wichtig, ob sie weiterhin Pflichten ihren Verstorbenen, ihren «lebendig Toten» zu erfüllen hätten. Sie waren es doch gewöhnt, bei Mahlzeiten etwas Wein auf den Boden zu giessen, um ihr Essen mit den Toten «zu teilen». Ihre Gemeinschaft reicht über den Tod hinaus! Wie wichtig doch hier die missionarische Umformung einer Praxis wäre, bei der das Mitteilungsbedürfnis für die Lebenden wach bliebe, ohne dass der Dank für die dahingegangenen Geschlechter verlorenginge!

Wie verstehen sich *Fremde* bei ihren *Begegnungen* und wie wird ihnen bei diesen Begegnungen das Evangelium verständlich? Man hat in der Missionsgeschichte grossen Wert und ungeheuren Fleiss eingesetzt, die *Bibel* in unzählige einheimische Sprachen zu übersetzen. Viele sind darum der Meinung, es genüge, die gedruckten Bibeln oder Bibelteile unter das Volk zu bringen in der Hoffnung, dass «das Wort der Bibel» Jünger und Jüngerinnen mache. Wesentliches wird dabei gern übersehen. Von Anfang an war es in der Geschichte des Christentums das gesprochene Wort eines Verkündigers, das wirksam wurde in den Hörern. Dabei kommt es darauf an, dass entsprechend der Erfahrung des Paulus der Verkünder nicht nur das Evangelium Gottes mitteilt, sondern dabei sich selber, seine ganze Existenz zugunsten der Hörer in die Waagschale wirft (vgl. 1. Thess. 2,8). Viel wichtiger als das Übersetzen der Bibel ist das Übersetzen des Menschen, der mit seiner Verkündigungsarbeit zum fremden Nächsten «hinüber-

geht», um in der Phantasie der Liebe sich in empathischer Aufgeschlossenheit des Nächsten anzunehmen. Das Zusammenleben mit den Einheimischen macht diese nicht automatisch zu Christen: mit der seelischen Öffnung für die andersartigen Menschen können Türen für die heilbringende Botschaft aufgehen.

c) Eindrücke aus West- und Ostghana

Im letzten Monat unseres Ghanaaufenthaltes konnten wir noch ein Stück *Westghana* kennenlernen. Dabei wurden wir einmal im Haus eines begüterten Häuptlings in *Dormaa-Ahenkro* zum Mittagessen eingeladen. Seine Hauptfrau war im Lehrerinnen-seminar in Agogo ausgebildet worden. Wir konnten uns mit ihr auf Englisch unterhalten. Ihr Mann war nach einem Englandaufenthalt Berater von Kwame Nkrumah geworden. Allerdings konnte mit ihm keine Konversation in Englisch stattfinden.

Auf dieser Reise hatten wir auch den Fluss Tano zu überqueren. Ghanäer halten ihn für heilig. Darum ist es verboten, Krokodile und Fische darin zu jagen. Bei der Tanobrücke konnten wir einen Töpfer bei seinem Handwerk beobachten. Misslang ihm die Tonmasse unter den Händen, so warf er den Klumpen weg. Diese Aktionen des Töpfers erinnerten mich an das formende Werk des Heiligen Geistes.

Zu Beginn des Jahres 1963 folgte ich der Einladung eines meiner Studenten aus Ostghana, dem früheren Togo²⁸⁶, der mir seine engere Heimat zeigen wollte. In Hohoe traf ich einen schottischen Theologen, der für die Jugendarbeit in der Evangelical Presbyterian Church von Ostghana verantwortlich war. Wichtig war meinem studentischen Begleiter, der nach Abschluss seines Theologiestudiums sich später in den USA weitere Erkenntnisse holen sollte, der Anblick einer riesenhaften im Bau befindlichen Kathedrale: angesichts eines solchen Kirchenbaus würden die Gemeindeglieder zum reichlichen Geben animiert! Allerdings genügten diese Spenden nicht für den Kirchenbau; die Gemeinde hatte darüber hinaus einen Landverkauf vorzunehmen!

Bei der Weiterfahrt zu einer Missionsstation wurde mir bewusst, dass 1847 die Bremer Mission²⁸⁷ ihre Arbeit in Südtogo begonnen hatte. Wie kam die Basler Mission dazu, die Missionsarbeit im Norden des Togolandes noch vor dem Ersten Weltkrieg zu beginnen? Problematische Motivierungen traten hier zu Tage, die eine Missionsgesellschaft dazu bringen können, eine neue Arbeit anzufangen. In den Köpfen und Herzen des Basler Missionskomitees sass das «Bewusstsein» unerschütterlich fest, «einer besonderen Missionspflicht gegen deutsches Gebiet in Nordtogo nachzukommen, das von Islam und Katholizismus zugleich bedroht war und von der schwachen Bremer Mission auf absehbare Zeit schwerlich bearbeitet werden konnte»²⁸⁸. Ausgerechnet der deutsche politische Gouverneur war gegenüber dem missionarischen Vorstoss zurückhaltend: «Es sei nicht erfreulich, den niedrig stehenden Eingeborenen des Hinterlandes das Christentum in seiner konfessionellen Verschiedenheit ... darzubieten.» Er schlug

darum die Schaffung zweier Interessensphären für die protestantische und katholische Mission vor. «Man müsse doch bekennen, dass in den dem Wettbewerb offenstehenden Gebieten gewisse Orte von der Mission der einen Konfession nur deshalb besetzt werden, damit man der Mission der anderen Konfession dort zuvorkomme.» Aber auf den in Aussicht genommenen Missionar Martin machten diese Einwände und Bedenken keinen Eindruck: «Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Herr uns ins Hinterland, in den Westen Togos führt», «einem Missionar sowohl als einer Missionsgesellschaft muss das Blut in den Adern stocken im Gedanken an die unermessliche Verantwortung, die wir haben vor dem Herrn der Ernte, der uns Tür und Tor öffnet, um einzudringen in den stark bevölkerten Sudan»²⁸⁹. Und der in Aussicht genommene andere Missionar Mohr sah den «gefährlichen Konkurrenten der römischen Mission» sich gegenüber: «Jetzt entscheidet es sich, ob Nordtogo christlich oder mohammedanisch wird», «was soll werden, wenn diese Negerstämme sich einmal erholt haben, zur Arbeit erzogen sind und ihrer Kraft bewusst werden, und man hat ihnen das Christentum nicht gebracht?» Und das Komitee überlegte: «Es wird vielleicht von unserem Eintreten abhängen, ob dieses Gebiet überhaupt das evangelische Christentum bekommt und nicht entweder dem Islam oder der katholischen Kirche verfällt.»²⁹⁰ Da die Bremer Mission ihre Arbeit nicht in den Norden des Ewelandes ausdehnen konnte, so einige man sich auf eine Gebietsteilung auf 20 Jahre zwischen den Katholiken und der Basler Mission. Am 27. Juni 1911 beschlossen die Vertrauensmänner der Basler Mission im Basler Vereinshaus am Petersgraben die «Übernahme einer Mission in Nordtogo mit freudiger Dankbarkeit gegen Gott, der der Basler Mission eine neue Türe geöffnet hat»²⁹¹. Otto Schimming, Immanuel Riess und Hans Huppenbauer konnten 1912 ihre Arbeit beginnen. Die Einheimischen, die Dagomba, «zeigten sich zwar sehr zurückhaltend und stolz», «aber die Mohammedaner sind uns von Anfang an freundlich entgegekommen». «Schnelle Siege standen nicht in Aussicht»²⁹². Und dann kam der Erste und dann der Zweite Weltkrieg!

Auch wenn die Bremer Mission als eine schwache Mission geschildert wird, die innerhalb von 50 Jahren in ihrer Geschichte von 157 Missionaren 64 durch den Tod und 56 in die Invalidität hinein verloren hat, so sind doch «unter ihnen durch Krankheit und Tod immer wieder dezimierten Missionaren hervorragende tüchtige Leute hervorgegangen»²⁹³.

Hilfreich für die Gemeinden war die Tätigkeit der «Kirchenmütter». Das waren ältere Frauen, besonders Witwen, die im Namen der Gemeinde bestimmte Aufgaben übernahmen und auch zum Predigen eingesetzt werden konnten. Das Witwenamt, von dem im 5. Kapitel des 1. Timotheusbriefs die Rede ist, kam so in der Praxis der Ewechristen zur Geltung. Das Pendant dazu sind die Bibelfrauen in China²⁹⁴.

Gegen das Ende der kurzen Reise nach Ostghana wurden mir drei Begegnungen in ihrem inneren Zusammenhang wichtig. Beim Besuch in Peki kam ich mit dem dortigen amerikanischen Missionar und Seminarleiter Dr. Grau auf die Schwierigkeiten des Historikers zu sprechen. Er möchte «die mündlichen Berichte alter Menschen noch

sammeln, solange es noch Zeit ist». Er fand zudem, dass die Ausbildungszeit für Missionare im Basler Missionshaus länger dauern sollte als bloss zehn bis zwölf Wochen! Bei diesem Besuch kam mir zum Bewusstsein, wie wichtig es bei der Arbeit an der Historie ist, keinen Kontrast zwischen der Vergangenheit und der nachfolgenden Geschichte aufzureißen, wollen doch alle missionsgeschichtlichen Ereignisse auf zukünftige Aufgaben hin neu überprüft werden. An den Besuch des missionarischen Historikers schloss sich eine Begegnung mit dem Arzt-Theologen-Musiker und Skulpturisten Oku Ampofu an, der eine eigene Klinik eröffnet hatte, um seine naturheilärztliche Praxis mit seinen künstlerisch-musikalischen Neigungen verbinden zu können. Und schliesslich fand ich mich in Aburi in der Morgenfrühe bei einer gemeindlichen Morgenwache ein, zu der an die Werktagsarbeit gewöhnte Gemeindeglieder zu Fuss gekommen waren, um nach Bibelwort und Gebet einander guten Tag wünschend ans Tageswerk zu gehen. Der einzelne Historiker und der künstlerisch begabte Theologe und Arzt sind gerade vom afrikanischen Gemeinschaftsverständnis aus («I am participating therefore I am») nicht als isolierte Persönlichkeiten zu verstehen oder in Anspruch genommen, sondern stehen im Zusammenhang mit dem Kern einer christlichen Gemeinde, die – wenn sie sich nicht ins Ghetto ihrer Christlichkeit einschliessen! – ein Zeichen sein kann für eine verheissungsvolle universale Geschwisterlichkeit.

d) Abschied von Ghana am Meerstrand

Am Ende unseres ersten Ghanaaufenthaltes lud uns Pfr. und Missionar Ernst Peyer ein, einige Tage badend am Meerstrand bei Winneba zu verbringen. Wir schauten dem Fischergewerbe zu. Eindrücklich war, wie Männer, Frauen und Kinder am Fischfang durch Netze beteiligt waren und ihre verschiedenen Obliegenheiten mit Fischerliefern und Zurufen begleiteten. Man wurde dabei an Petri Fischzug erinnert, der seinen Gesellen rief, sie sollten ihm helfen, den Fang einzubringen (Luk. 5,7). Das Fischerboot hatte den Namen NYAM E BEKYERE, das heisst: «Gott wird leiten.»

Mit Missionar Peyer kam es zu letzten Gesprächen über die Wissenschaftlichkeit der Theologie und ihre mangelnde oder wiedergefundene Praxisbezogenheit. Wie beim amerikanischen Missionar Grau in Peki, so stellte sich auch in Winneba die Frage nach der Kürze oder Länge der missionarischen Einführungskurse. Wir fragten uns, ob die Einführung in den Missionsdienst vor allem in der Heimat oder erst am Ort der Wirksamkeit zu erfolgen habe. Dabei wurde mir immer deutlicher, dass wir ein ganzes Leben lang mit der «Einführung» in die missionarische Praxis an jedem Ort beschäftigt sind und dass wir im «Schiff der Kirche» der Leitung Gottes und seines Geistes ständig bedürftig bleiben. Im «Beitrag zur GWATT Konsultation auf dem Wege zwischen gestern und morgen (Basler Mission 1990–2015)» hat die «Beteiligung an der ökumenisch-missionarischen Ausbildung der Gemeinde» eine «neue verpflichtende evangelistische und weltmissionarische Priorität» (12. Febr. 1990, S. 7).

Ein Besuch bei der ehemaligen *Seefestung Elmina*, diesem früheren Sklavenumschlagplatz, rief uns die Schauder der Sklaverei nochmals in Erinnerung. Wie viele Tausende von Goldküstenbewohnern wurden damals nach Amerika verschifft und wie viele von ihnen fanden bei der Überfahrt im Meer ein nasses Grab!

Am 17. Januar 1963 bestiegen wir das französische Schiff «General Foch» und landeten nach zehntägiger Fahrt am 31. Januar beim Schneetreiben im winterlichen Marseille.

In einem *Nachtrag* zum 9. Kapitel möchte ich kurz darauf hinweisen, dass meine Frau und ich vom 28. August 1976 bis zum 14. Juni 1977 uns zum zweitenmal dienstlich in Ghana aufgehalten haben. Das theologische Ausbildungszentrum der verschiedenen Kirchen, an dem ich 1962 gearbeitet hatte, war unterdessen nach Legon verlegt worden in die Nähe der Universität. An der Universität in Legon hatte ich schon 1962 zwei Vorträge über die ökumenische Einheit des Christenvolkes und über das Geheimnis des Sakraments gehalten. 1976 erteilte mir die presbyterianische Kirche von Ghana den Auftrag, im ökumenischen College die Studenten in vier Fächern zu unterweisen (Einführung ins Neue Testament; Ökumene und Mission; Markusevangelium griechisch; Theologie des Paulus anhand des Römerbriefes). Da ich mich den Studenten in Lehrgesprächen und in persönlichen Kontakten vollauf zu widmen hatte, blieb nicht viel Zeit, uns im Land und bei den Leuten gross umzusehen. Die Thesen zur Wirksamkeit des Heiligen Geistes, die sich mir damals aufdrängten und die im Verlauf der nächsten Jahre sich noch deutlicher herauskristallisierten, sind zu verstehen als der geistliche Ertrag der Collegearbeit in den überseeischen Regionen. Sie seien hier zum Abschluss des zweiten afrikanischen Aufenthaltes niedergeschrieben.

Pfingstgebet 1988

O Du *Befreiergeist*: wir rufen Dich an in den Ängsten, die uns überfallen, in den Sorgen, die mächtig werden, in den Bindungen, die uns fesseln: öffne uns die Türen ins Freie!

O Du *Befähiger zum Guten*: wir rufen Dich an in den moralischen Besserungsversuchen, in denen wir immer wieder scheitern, in den eiteln Selbsterhöhungen, die uns blind machen für die Wirklichkeit, wie sie vor Dir am Tage liegt: schenke uns die Fähigkeit zu tun, was wir dürfen im Geist Deiner Liebe!

O Du *Richter*, der Du strafend aufdeckst, was nicht gut war gestern und nicht tunlich ist heute: wir danken Dir, dass Du uns in das reinigende Licht Deiner Wahrheit stellst, dem wir doch nicht ausweichen können; lass uns voreinander und miteinander vor Dir aufrichtig werden!

O Du *Reiniger*, nimm uns mit auf den Weg Deiner Reinigungsmacht, damit wir das oberflächliche Herausputzen aufgeben und den moralischen Krampf dahinten lassen, aber freudig zu tun anfangen, wozu Du uns helfen willst zur Reinigung von der Befleckung des Fleisches und des Geistes!

O Du *Former* alles Guten: lass uns doch aktiv dabei sein, wenn Du ausformst, was schon im Mutterleibe und zu tausend Nächten durch Deine Gnade vorgewoben worden ist: wie freuen wir uns darüber, dass unser Leben eine neue Gestalt gewinnen darf!

O Du *Zerstörer* all dessen, was nicht bestehen kann vor Dir: hilf uns, dass wir nicht zu Grunde richten, was Du aufbauen willst; lass uns offen werden für das, was Deine sanfte Hand wegtauen lässt an harten Herzenskrusten: Du reiner Himmelstau, schenke uns Deine Liebe!

O Du *Erleuchter* unserer Herzen, unserer Köpfe und unserer Sinne: lass uns leuchten Dein Licht auf allen unseren Wegen, jetzt und immerdar!

DAS LAMM STAND DA UND HATTE SIEBEN AUGEN, UND DAS WAREN DIE SIEBEN GEISTER GOTTES (= DER SIEBENFACH ANRUFBARE HEILIGE GEIST), DIE AUSGESANDT WERDEN ÜBER DIE GANZE ERDE (Offb. Joh. 5,6).

Mittwoch nach Pfingsten, 25. Mai 1988.